

**Berühmtheit.**

Novelle von Fulvia.

1.

Settala, der berühmte Arzt und Operateur, hatte von vier bis fünf Uhr Sprechstunde. In dem einsamen, ein wenig dunklen Wartezimmer saßen schon viele Personen, zumeist Damen der Aristokratie, deren elegante Equipagen vor dem Hause hielten.

Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür im Hintergrund des Zimmers; ein kurzes, trockenes „Adieu“ begleitete den Weggehenden; dann trat eine andere Person ein und die Thür schloß sich wieder.

Auf dem dunkelgrünen Kanapee ruhte halbblindeg die Contessa Narducci und plauderte mit einer Freundin.

„Ich will Settala fragen, ob er mich diesen Sommer nach Livorno oder nach Recoaro sendet. Wenn er nicht so eigen wäre, würde ich ihm direkt sagen, mich nach Recoaro zu senden... die Favianis gehen hin, die Sagre... lauter nette Leute; aber mit Settala ist nicht zu spaßen.“

„Versuche es nur gar nicht; wenn Du wüßtest, wie er mich vorgefunden angeblüht hat, als ich ihm erklärte, nichts von Salsomaggiore wissen zu wollen!... Ich konnte den Blick nicht aushalten... Er ist ein Bär, dieser Mann, aber wie könnten wir armen, leidenden Frauen ohne ihn leben!“

Die Contessa flüsterte ihr leise etwas zu. Die andere verzog das Mäulchen: „Ach!... Ich glaube, er hat gar kein Herz, sondern einen Stein an dessen Stelle. Uebrigens, als er jung war, wird er auch nicht anders gewesen sein, als die anderen...“

„Aber er ist noch nicht alt, Liebste, höchstens vierzig... und ein schöner Mann.“

An die faden Schmeicheleien der Herren ihrer Kreise gewöhnt, gefiel es diesen Damen, sich von dem Manne mit der gedankenvollen Stirn, dem nie ein Lächeln abzulesen war, lassen, fast mit Härte behandeln zu lassen. Das Wartezimmer leerte sich schnell; Settala war immer trutzig angebunden, denn seine Zeit war kostbar.

Als die Contessa mit triumphierender Miene das Sprechzimmer verließ, kam die Reihe an ein blaßes, mageres Mädchen, welches bisher still in einer Ecke gewartet hatte.

Sie stand vor dem berühmten Arzt in dem beschriebenen, schwarzen Kleid, mit dem selbstgefertigten Hüthen, und spielte mechanisch mit den Schleifen ihres Sonnenschirmes, ohne sich entschließen zu können, zu sprechen.

„Nun?“

Schlecht verhehlte Ungebild lag in dieser knappen Frage.

Sie zuckte zusammen, das blaße Antlitz färbte sich purpurn und die blauen Augen forschten ängstlich in seinen unbeweglichen Augen.

„Ich bin nicht meinethwegen gekommen... sondern für meine Mutter.“

„Bedauere, ich muß die Kranken selber sehen.“

Die zarte, bebende Stimme, das ängstliche und doch so graziose Gesicht machten gar keinen Eindruck auf ihn. Er hatte zu viel gesehen und zu viel gelitten im Leben, um nicht gegen dergleichen gewappnet zu sein.

Er erhob sich brüsk. Das war eine Verabschiedung.

Sie verstand es, und der verdorrte Stolz, der einen Moment in ihren Augen aufblitzte, gab ihr die Festigkeit wieder.

„Ich weiß das. Aber meine Mutter liegt seit Langem an einem Tumor darnieder und die Ärzte halten die Operation für unerlässlich...“

Sie haben mir gesagt, daß nur Sie diese Operation machen können...“

Settala zuckte nicht mit der Wimper. Was war dies schüchternste Lob ihm, den die ganze Welt pries?

„Ich kann für nichts garantieren, und ehe ich entscheide kann, ob die Operation zulässig ist, muß ich die Kranke sehen.“

Er hatte sich wieder niedergelassen und sein Blick ruhte gleichgültig auf dem Mädchen, welches von ihm das Leben seiner Mutter ersuchte.

„Ich möchte noch fragen... Sie entschuldigen... aber ich kann nicht anders. Unsere Verhältnisse gestatten keine großen Opfer...“

„Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen... ungefähr...“

Die Worte fielen hart, gequält von den erbläuten Lippen des Mädchens, man hört aus ihnen den Schmerz einer stolzen Seele, die sich demüthigen muß.

Er unterbricht sie mit einer Handbewegung: „Bringen Sie Ihre Mutter in's Hospital, ich werde die Operation unentgeltlich vornehmen.“

Es sollte keine Beleidigung sein; er hatte gesprochen, wie schon hundertmal, seit er berühmt war. Er erinnerte sich sehr gut, daß auch er arm gewesen war und die Welt grausam gefunden hatte.

Sie aber zuckte zusammen, wie unter einem Schlag, um sich dann um so energischer aufzurichten. Es lag eine eigene Würde in dem blauen Antlitz, als sie nun in festem Tone sprach:

den bezahlen. Wann können Sie kommen?“

Settala zögerte einen Moment, ein Ausdruck von Ueberraschung zeigte sich auf seinem dunklen Gesicht. Dann streckte er langsam die Hand nach einem Blatt Papier aus:

„Ihr Name?“

„Silvia Folligno.“

„Die Adresse?“

Sie gab sie ihm; dann wiederholte sie ihre Frage: „Wann glauben Sie kommen zu können?“

„Das kann ich nicht genau angeben. Ich habe zu viel zu thun; in zwei Tagen spätestens.“

Sie gab nicht nach: „Ich muß es bestimmt wissen; ich bin Lehrerin an der Volksschule und will mir den Tag, an dem Sie kommen, freibegeben lassen.“

Er erhob den Kopf und sah ihr in die Augen. Jede Spur von Furcht war bei ihr verschwunden; sie sprach mit erhobener und fester Stimme. Die Beleidigung hatte den Altar zerstört, den sie ihm in ihrer Seele errichtet hatte, das Ideal war gefallen und nur der Mensch geblieben, den sie jetzt wie andere Menschen behandelte.

„Ich werde morgen Mittag kommen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte das Mädchen an der Thür, welche er ihr geöffnet hatte.

„Guten Tag.“

Im Wartezimmer sahen noch einige Personen; die Fürstin Luigo hatte schon ihre Karte hineingefandt, aber obwohl noch zehn Minuten auf fünf Uhr fehlten, ließ Settala sagen, er könne Niemand mehr empfangen.

2.

Settala hatte nach einer kurzen Untersuchung die Operation für dringlich erklärt und nun, zwei Tage nach Silvias Besuch, befand er sich mit seinen beiden Assistenten im Zimmer der Patientin, während Silvia ohne Thränen, fast ohne Athem, die Hände gefest auf das angstvoll pochende Herz preßte, in dem kleinen, peinlich sauberen Wohnzimmer saß.

Frau Eleonore, eine Wittve, welche die gleiche Etage bewohnte, leitete ihr Gesellschaft. Sie saß auf dem bequemsten Fauteuil, die feine beschuhten Füße auf das gefüllte Fußbänkchen gestemmt, von Zeit zu Zeit an den todeten Lächeln von einem verdächtigen Blond zupfend.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte sie zum zehnten Male zu Silvia. „Sie werden sehen, es geht Alles gut. Ich habe schon einer ähnlichen Operation beigewohnt, bei einer meiner Nourinen, die ein paar Stunden später in diesen meinen Armen starb. Aber sie war schon viel älter als Ihre Mutter.“

Die Thür des Krankenzimmers öffnete sich und Settala erschien auf der Schwelle. Frau Eleonore eilte ihm entgegen, die Arme in tragischer Pose erhoben.

„Oh, Herr Professor! Welche Angst!... Wie ist es gegangen?... Wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe.“

Er trat einen Schritt zurück und maß sie vom Kopf bis zu den Füßen, dann suchte sein Blick das schmerzverzerrte Gesicht Silvias. Er näherte sich ihr rasch, und sich zu ihr herabbeugend, als ob er mit einem Kinde spräche, sagte er im Tone ruhiger Sicherheit, durch den unbewußt ein wenig Triumph zitterte: „Alles geht gut.“

Sie preßte krampfhaft die Hände ineinander, um den Aufschrei der Freude, der leidenschaftlichen Dankbarkeit zu ersticken, der sich aus ihrem Herzen auf die Lippen drängte. Wo zu weinen, ihm danken, ihm hulbigen wie einem Gott, da das Herz dieses Mannes von Stein war?

Settala wandte das Antlitz ab, eine finstere Wolke beschattete plötzlich seine Stirn. Es war das erste Mal, daß man ihm den Wehrausch verweirte.

Die Gefahr war überwunden, aber es blieb immer noch eine schwere Restvalenzenz voll plötzlicher, unvorhergesehener Rückfälle. Silvia ging wieder zur Schule und in ihrer Abwesenheit kam Frau Eleonore von Zeit zu Zeit, um nach der Kranken zu sehen.

„Biel schlechter als gestern,“ sagte eines Tages der Professor, als ihn die interessante Wittve zur Thür begleitete.

„Das glaube ich!“ unwillkürlich waren die Worte, die sie sofort bereute, ihrem Munde entschlüpft.

„Warum? Was giebt's? Hatte die Kranke vielleicht irgend eine Bewegung? Sprechen Sie, der Arzt soll Alles wissen.“

„Mein Gott, Sie bringen mich in schredliche Verlegenheit. Ich mußte Silvia versprechen, nichts zu sagen. Was wollen Sie... gewisse Dinge.“

„Sprechen Sie ruhig; ich werde das Geheimniß bewahren.“

Mit vielen Seufzern und schwächenden Blicken erzählte nun Frau Eleonore:

„Sie wissen es wohl nicht, daß die arme Frau Folligno noch einen Sohn hat, der schlimmer als ein Vampyr der armen Frau das Blut auszusaugen versteht. Fräulein Silvia ist ein Engel; sie quält sich tagtäglich in der Schule und am Abend arbeitet sie noch für verschiedene Stickerischaften, aber sie kann auch keine Wun-

der thun und der ganze Haushalt liegt doch auf ihren Schultern!... Und dann die Krankheit, die Dot... kurz, Sie werden mich begreifen. Nun gut, gestern Abend erkrankte jener Mensch, der sich eine Zeitlang nicht hatte sehen lassen, plötzlich wieder. Es gab eine der gewöhnlichen Szenen, welche die Mutter furchtbar aufregte, und um ein Ende zu machen, gab ihm Fräulein Silvia eine kleine Summe, welche sie wie einen Schatz gehütet, sich selbst vom Munde abgepart hatte, die Vermögen...“

„Ich empfehle mich.“ Und Settala sprang, ihr das Wort im Munde abschneidend, die Treppe hinunter, den Hut tief in die Stirn gezogen.

„Welch sonderbarer Mensch!“ murmelte Frau Eleonore, die wie zur Salzsäule erstarrt stehen geblieben war. — „Ich hätte ihm das nicht erzählen sollen, aber es schien ihm doch zu interessieren. Ja, die gelehrten Männer haben eben alle ihre Eigenheiten... und dann... er ist nicht der Erste, der mir gegenüber den Kopf verliert.“

3.

Settala, in seinem Wagen sitzend, dachte: „Ich gehe nicht mehr hin, es ist unnötig.“

Über dann rief er dem Kutscher zu: „R. - Straße, Nummer...“ und der Wagen hielt vor Silvias Wohnung.

So ging es seit zwei Monaten. Die Ferien hatten jetzt begonnen und Silvia war immer zu Hause. Eines Tages sagte Settala plötzlich zu ihr: „Es wäre nötig, Ihre Mutter auf das Land zu bringen; die reine Luft wäre das beste Heilmittel.“

Sie antwortete nicht.

„Haben Sie verstanden?“ fragte der Professor.

„Ich habe verstanden; aber wir können nicht...“ — Es war die Wahrheit, aber es fiel ihr unendlich schwer, sie vor ihm auszusprechen.

Er hob kreuzförmig eine angefangene Arbeit aus dem auf dem Tische stehenden Korb:

„Sie sind...“ Aber er vollendete den Satz nicht; es fiel ihm ein, was die Wittve erzählt hatte. Es war eine ausgezeichnete, künstlerische Imitation alterthümlicher Zeichnungen.

„Sehr schön!“ sagte er überzeugungsvoll. Dann plötzlich:

„Ich habe ein ganzes Zimmer voll Stickerien und verglichen, die man mir berecht hat. Ich mag das Zeug nicht sehen. Leuchtende Blumen und Immergrün schlingen sich um die unmaßstäblichen S in Gold oder Silber, getränkt von den emphatischsten Widmungen. Eine Frau aus dem Hospital hat mir eine ganze Reue gestickt: Dir, o Wohlthäter der Menschheit — und darunter ein Sortiment von chirurgischen Instrumenten — ein entsetzliches Ding.“

Ein verächtliches Lachen machte die Worte scharf, wie Pfeilspitzen.

Silvia hob die traurigen Augen: „Jene Arbeit hat wahrscheinlich viel Zeit und Mühe gekostet. Eine lebenswürdige Absicht, schlecht ausgedrückt.“

Er zuckte die Achseln: „D, die guten Absichten! — Wissen Sie nicht, daß die Hölle damit gepflastert ist?“

„Vielleicht auch das Paradies.“

Wie das Lächeln das zarte Antlitz kleidete! — Aber sie wurde gleich wieder ernst. Sie mußte sich entschließen, zu sprechen. Seit langem quälte sie dieser Gedanke. Er kam jetzt seit zwei Monaten und sie fühlte, wie ihre Schuld sich vergrößerte, ins Ungemessene wuchs für ihre beschriebenen Verhältnisse. Den Armen ist es nicht vergönnt, sich von einem Settala heilen zu lassen!...

Aber ehe sie ihren Mund öffnen konnte, drehte der Professor ihr plötzlich den Rücken und eilte fort, sie kaum grüßend.

4.

Der Wagen hielt vor dem Thore. Frau Eleonore lief ans Fenster und streckte den mit zwei Reihen Vorderräder verzierten Kopf hinaus.

„Du meine Güte, wirklich der Professor!...“ rief sie, an Silvias Thür eilend. — „Es ist das erste Mal, daß er so früh kommt... Wenn ich das gemerkt hätte!... So kann ich mich nicht sehen lassen. Silvia, grüßen Sie ihn bitte von mir.“

Der feste Schritt des Professors erstreckte auf der Treppe und nöthigte die Wittve zum Rückzug.

„Heute!“ murmelte Silvia, sich mit der etwas bebenden Hand leicht über die Stirn streichend.

„Sehr gut. Ich bin endlich zufrieden mit Ihnen,“ sagte Settala scherzend zu der Kranken.

Diese Worte ihm mit unendlicher Dankbarkeit an, aber sie gab Silvia einen Wink.

Silvia verstand, sie erlaubte noch mehr und das Behen wurde immer heftiger. Am anzufangen, entledigte sie sich erst ihres Auftrages.

„Frau Eleonore hat mir gesagt, Sie zu grüßen.“

„Wer ist Frau Eleonore?“

„Die Dame, welche Sie öfter hier sehen.“

„Sind Sie ihre Freundin?“ fragte der Professor lebhaft, sie mit forschendem Blick betrachtend.

Mürrisch wie immer antwortete Silvia: „Freundin nicht. Aber ich schätze ihr sehr viel Dankbarkeit; sie ist herzlich, aufmerksam...“

„Nun, dann sage ich Ihnen, daß ich

sie nicht leiden kann.“

Der Kontrast zwischen dieser brüskten Erklärung und den Illusionen der Wittve zwang Silvia unwillkürlich ein Lächeln ab.

Er beugte sich leicht zu ihr. „Weshalb lachen Sie?“ fragte er sanft. Und als sie nicht antwortete: „Nein, sagen Sie nichts; es ist unnützlich. Ich weiß es.“

Konnte denn nichts diesen Mann überraschen?

Gewaltiam die schmerzliche Bewegung, die ihr die Kehle zuschnürte, unterdrückend, sprach Silvia jetzt langsam:

„Wir müssen Ihnen danken, für Alles, was Sie gethan haben... Jetzt ist die Mama gesund... nun können wir allein die Behandlung fortsetzen...“

Wie an jenem Tage — im Zimmer des berühmten Professors — wurde Jemand berathschlagend — die Sache war gelungen.

Settala stand mit auf dem Rücken gekreuzten Händen und gesenktem Kopfe regungslos da. Silvia fuhr, nachdem sie sich zu ihrer Ermuthigung noch einmal alles das ins Gedächtniß gerufen hatte, was man ihr über seine große Geldgier erzählt, fort:

„Ich bitte Sie... mir sagen zu wollen... was... wie viel...“

Nein sie konnte nicht weiter. Die Worte brannten sie, sie fielen wie Tropfen geschmolzenen Bleies auf ihr Herz.

Ihn schwindelte. Es drängte ihn, die Arme zu öffnen, jenes zierliche, starke Mädchen an seine Brust zu ziehen und zu sagen: „Zahle mir, indem Du mich glücklich machst!... Gib mir den Glauben, der mir fehlt, fache die erloschene Gluth dieses Herzens an, schenke Deine reine Liebe dem Manne, der bisher nichts geliebt hat als den Ruhm...“

Aber er widerstand; er war zu großmüthig, um die reine Begeisterung ihrer Jugend mit dem unheilbaren Pessimismus seines kalten Gemüthes zu vergiften... um diesen lieblichen Engel seinem Egoismus zu opfern...“

„Gut; ich werde es Ihnen mittheilen.“ — Leben Sie wohl — fügte er mit rauher Stimme bei, und ohne sie anzusehen, ging er — für immer.

Der Wagen Settalas durchfuhr rastlos die Straßen der großen Stadt. Die eleganten Kavaliers, die schönen Damen, die nachlässig in ihren Equipagen ruhen, beugen sich vor, um ihn lächelnd zu grüßen. Er aber antwortet kaum.

Aber manchmal begegnet dem Professor Jemand, vor dem er tief den Hut zieht, ein einfaches, zierliches Mädchen, das betet und arbeitet, das den harten Kampf ums Dasein kämpft mit hoherer Stimm.

Und wenn übelwollende Menschen Settalas Namen anzusetzen versuchen, wenn sie sagen, daß er neben seinem außerordentlichen Geiste ein sehr gewöhnliches Gemüth besitze, dann möchte Silvia wohl ein Stückchen Papier zeigen, das er ihr am Abend seines letzten Besuches gefandt hat und auf welches seine nervöse Hand geschrieben hatte: „Fünfzig Lire.“

Und sie möchte sagen, daß jenes garberühmte Almosen ihre stolze Seele nicht gekränkt habe.

Aber dies ist ihr Geheimniß!

**Wider Willen.**

Eine Straßenszene von Klauß Rittland.

Die Kronen der alten Kastanienbäume an der Esplanade funkeln farbenfreudig im Lichte der warmen, goldigen Herbstsonne, roth, gelb, grün und bronzefarben, ein leuchtendes Chaos.

Viel Laub ist freilich schon heruntergefallen auf die sauber gehaltenen Wege. Und die Kinder rascheln lustig darin umher und stürmen hohe Berge auf von den dürren, braunen Wäldern.

Eine Anzahl schwagernder Kinder-mädchen sitzt auf den Bänken am Rande der Anlagen und mustert die Equipagen, Reiter und Radfahrer, die da in raschem Wechsel auf dem Fahrweg vorbeiziehen.

Ein abgegriffenes Weib sitzt ganz allein fern von den lustigen Annen und Bonnen auf einer Bank und hält in einem durchlöchernten grauen Schal ihr kleines Kind an sich gepreßt, ein elendes Geschöpfchen mit schlaffer, wachsgelber Haut und einem häßlichen Ausschlag auf dem Kopfe. Leise murmelt es vor sich hin. Hunger? Ja, Hunger.

Und die Mutter kann ihm nichts geben. Seit sie selber ihm die natürliche Nahrung nicht mehr reichen kann, hat sie es so durchgefüttert mit Brodsuppe und Kartoffeln. Manchmal hat ihr die Hauswirthin wohl auch ein bißchen dünne Milch gegeben. Aber das arme Kleine kann gar nichts mehr von alledem vertragen — und hat doch immer Hunger.

Kindermerth mühte es haben, hat der Arzt vom Vorderbaue gesagt, den die Mutter kürzlich in ihrer Seelenangst anzusprechen wagte, dann würde es sich schon wieder herausmanen. Aber Kindermerth? Du lieber Gott, woher soll sie denn das bezahlen? Wenn sie nur Arbeit hätte! Aber so elend, schwach und heruntergekommen, wie sie jetzt ist, will Niemand sie haben. Und vor allem, es giebt da noch einen dunkeln Punkt...

Zwei Damen kommen des Weges daher, eine alte und eine junge. Geh nur gleich hinüber und mach die Wipke bei der Geheimrätin ab, Xant-

chen, sagt das junge Mädchen, ich erwarte dich hier und studire einstweilen die Litzfahle.

Na schön, Glärchen. Die alte Dame geht in die gegenüberliegende Villa und Glärchen fährt vor der zeitbellebten Säule Post. Bild sieht sie sich jedoch nach anderweitiger Unterhaltung um.

Ach Gott, das winzig kleine Würmchen, sagt sie, auf die arme Frau zusehend, das steht aber elend aus! Warum wimmert es denn so vor sich hin? Es will vielleicht trinken?

Die Frau nickt. Wenn sie das junge Mädchen um ein paar Pfennige bäte? Aber das Betteln, sie bringt es ja nicht fertig. Es würgt sie immer so in der Kehle, wenn sie betteln will. Und sie hat doch schon einmal — viel, viel Schlimmeres gethan. Woher nimmt sie denn nur immer noch diesen dummen, verkehrten Stolz?

Warum geben Sie ihm denn nichts? fragt das junge Mädchen.

Die Frau brummt irgend etwas vor sich hin. Sie sind wohl in Noth? Und haben keine Arbeit? fährt Fräulein Glärchen nachdenklich fort.

Ein tiefer Seufzer.

Da kehrt die alte Dame über den Fahrweg zurück.

Du Xante, wendest dich ihr Glärchen halb flüsternd zu; die Frau dort scheint in Noth zu sein. Mama braucht doch eine neue Aufwärterin. Wenn ich ihr sage, daß sie...“

Aber Kind, so eine wildfremde Person! Und die Dame wirft ein mißtrauisches Blick auf das arme Weib, das sich von seiner Bank erhoben hat. In demselben Augenblick blüht es unwillig in ihrem Gesicht auf. Ein Gotteswillen, Kind, das ist ja die...“

Glärchen zieht sie das mittelbige Glärchen fort. Und die arme Frau hört nur noch einige abgerissene Laute, unter denen ihr das ominöse Wort „gefessen“ herortzuklingen scheint. Ach ja, jetzt weiß sie auch, wer die Dame war. Eine Freundin von der Frau Professorin, bei der sie damals gewaschen hatte und wo die Sache passiert war, die böse Geschichte. Warum hatte denn auch die Frau Professorin ihr Portemonnaie im Wäschehaufen liegen lassen. Wenn man so im Glend sitzt und der Mann einen schlägt, weil er kein ordentliches Essen mehr kriegt, aber freilich, schlecht ist's doch von ihr gewesen, und dann. Nun hat er sie mit dem Würmchen im Stich gelassen, der Lump. Und nun kriegt sie keine Arbeit mehr. Denn eine Frau, die schon mal „gefessen“ hat, wer will denn die noch in sein Haus nehmen?

Krampfhaft gräbt das Kind seine Nägel in die Hand der Mutter und fängt heftiger an, zu jammern. Ob sie es mag? Dort vor der Litzfahle steht jetzt ein junges Ehepaar.

Du, Dostak, hieh mal, Barbier von Sevilla — und die Sembrauch als Rosina. Da müssen wir hin! jubelt die junge Frau auf.

Gut, aber die Preise, seufzte der Gatte; erles Parquet zehn Mark!

Ach, geht doch, Offi, als ob das was ausmacht! Sie lacht wegwerfend.

Die arme Frau tritt hervor und magt mit zitternder Stimme ihre Bitte.

Offi will in sein Portemonnaie greifen, aber die junge Frau hält ihn zurück und ruft der Armen zu: Sie sollten lieber Ihr Kind nicht so in Schmutz verkommen lassen und arbeiten, statt die Leute anzubetteln, siehe Frau! Dann hängt sie sich an den Arm ihres Gatten.

Man soll Derartiges nicht noch unterstützen, Ostar.

Sie hat Grundzüge, die hübsche junge Frau.

Tief niedergeschlagen, noch um eine Schattirung trostloser als vorher, kehrt das arme Weib an seinen Platz zurück. Dampf starrt es vor sich hin. Kur ab und zu, wenn etwa ein Genadm oder sonst ein uniformirtes männliches Wesen naht, springt die arme Kreatur auf, weil sie nicht weiß, ob sie auch ein Recht hat, auf der schönen, grünen Bank zu sitzen, die doch gewiß nur für die rothbädigen Annen und ihre vornehmen, gepuderten Pflinglinge bestimmt ist.

So, Trine, und nun geben Sie recht hübsch acht auf Ewchen. In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Ich gebe nur ein wenig in den Anlagen spazieren, sagt eine vorübergehende seidenraschelnde Dame zu ihrer Kinderwärtin, einer strammen Person in bunter, reichgezierter, originell plumper Auenbürger Bäuerinnentracht, und sie giebt dem Blondköpfechen, das da in seinem eleganten hellgrünen Korbmögelchen sitzt, einen zärtlichen Abschiedskuß. Und sei auch recht artig, Ewchen. Sie entfernt sich langsam, nach wenigen Schritten schon einen liebevollen Blick auf Klein-Ewchen zurückwerfend, das nun aus seinem Wagen herausgenommen wird und lustig auf den Boden, ungeschickten Weindchen herumtrappelt.

Ein hübsches Kind, sagt eine Bonne, die auf der benachbarten Bank sitzt und zu der sich Trine, die Auenbürgerin, nun gesellt. Die arme Frau wirft einen scheelen Blick nach der Seite.

Ein hübsches Kind, ja, mit seinen blonden, seidigen Härchen und den runden, rothen, frischen Waden. Aber ihr eigenes Kind, o das ist doch noch tausendmal hübscher gewesen, damals, als es noch gesund war, ihr armes, flagenes Würmchen!

Ein grimmiges Wuthgefühl steigt in der Seele der unglücklichen Mutter auf. Wie sie sie haßt, diese rothgen, fetten, fatten, spigenumflatterten Babies, diese glücklichen Kinder, die so viel trinken können, wie sie nur wollen, von der besten, reinsten Milch, die in so

schöne, duftende, schneeweiße Wäsche gekleidet, die von Zedermann bebumbert, geschäftelt werden und mit so großen, bummeln, hellen Augen in die Welt hinausklagen! Ihres Kindes Augen haben jenen ernsten, fröhlichen, anklagenden Ausdruck, der die Kinder des Glendes so alt und klug erscheinen läßt. Wie sie sie haßt, diese Brut der vornehmen, in Wohlsein sich bläsenden Prasser! Warum müssen sie leben und glücklich sein, während ihr Liebste jammervoll hinfährt?

Eine sinnlose Wuth packt das gemarterte Herz. Wenn sie die Nacht hätte, Dual und Verderben über all diese weißgekleideten, schöngeputzten, jauchenden kleinen Wesen zu bringen... keinen Moment würde sie zaubern! Wahrhaftig, keinen Moment! Ernütern möchte sie diese fatten Bälge, erwürgen!

Du, Trine, da kommt Christian! ruft jetzt eins der Mädchen von der Nebenbank.

Ach, Christian! Und wie nobel! Christian, ist das seine Bouquet für mich?

Allgemeines Nichern und Augenzwinkern empfängt den hübschen, schlanken Offiziersburshen, der mit einem riesengroßen, aus buftiger Seidenpapierhülle hervorgudenden Rosenbouquet durch die Anlagen daherscherstet und vor der Mädchengruppe Halt macht.

Darf ich Ihnen anbieten, Fräulein?

Aber als Trine zugreifen will, zieht er den Rosenstrauch lachend zurück.

Wohl für den Herrn Leutnant seine Braut? fragt die eine Bonne.

Ja was. Die ist längst verheiratet, die das Bouquet kriegt. Der machen wir man so die Cour. Aber wie! Hui! Na, wenn ich reden wollte!

Reben Sie doch, Christian. Bitte, bitte. Wir sagens keinem wieder.

Natürlich hat Trine, während sie so interessant unterhalten wird, ganz vergessen, daß ein kleines Ewchen existirt. Das Kind hatte erst auf der Wiese gespielt. Jetzt wackelt es an der armen Frau vorüber, dem Fahrweg zu.

Eine Drochste biegt um die Ecke und fährt in bummeligem Tempo die Wiesenstraße entlang. Der Kutscher stiert schlaftrunken vor sich hin. Da steht Jemand den Kopf aus dem Wagensfenster. Zum Ausdruck, was ist denn das für eine Fahrerei? Ich komme ja bis 5 Uhr 40 gar nicht mehr hin! Straff richtet sich der Kutscher empor und haut auf die Pferde ein.

Und mit brennenden Augen starrt die zerklumpte Frau auf das kleine, blonde Ewchen, das völlig ahnungslos, von der schätternen Trine nicht beachtet, mit seinen Lackhüchsen über den Straßendamm trippelt.

Jetzt, jetzt ist die Drochste ganz nahe — noch einmal peitscht der Kutscher auf die Pferde los — das winzige Etwas dort unten scheint er gar nicht bemerkt zu haben — schärfer ziehen die Säule an — und ein hüßliches Freudenlächeln fährt durch die Seele des elenden Weibes. Jetzt — schon wirbelt in nächster Nähe der Straßenraub unter den Rädern auf — Klein-Ewchen stolpert — geht —

Da kommt etwas über die zerklumpte Frau, das stärker ist, als ihr Haß, ihre Verzweiflung, ihr wilder, wüthender Reiz — etwas, das emporetigt aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele, dem Unbewußten. Mit rascher Bewegung legt sie ihr Kind auf die Bank, stürzt auf das kleine, blonde Ewchen zu und reißt es zurück, im allerletzten Augenblick.

Ewchen, Herrgott, Ewchen! freischt es von der Bank her, wo die Kinderwärtchen mit Christian schalterten.

Und Ewchen! ruft eine andere Stimme in höchstem Entsetzen. Die seidenraschelnde Mama stürzt herbei, von ferne, wie eine Rasende. Und mit einem jubelnden Aufschrei fällt sie vor dem armen Weibe nieder, das gerietete Kind in ihre Arme pressend, fest, fest. Und sie küßt die rauen, schmutzigen Hände, die ihr das Liebste auf Erden neu geschenkt haben: Dank, heißen, heißen Dank! Wie soll ich Ihnen das jemals vergelten?

Das arme Weib aber starrt wie gefestesabwesend auf die Glückselige nieder. Was das nur so über sie gekommen war? Sie hatte es doch nicht gewollt. Nein, wahrhaftig nicht. Sie hatte es thun müssen, gegen ihren Willen.

Und sie wendet sich ab, der Bank zu, auf der das arme kleine Menschen-Packetchen liegt und winkelt. Was soll sie noch bei der glückseligen jungen Mutter mit den raschelnden Seidenröcken? Die wird ihr nun ein paar Groschen in die Hand drücken, vielleicht sogar eine Mark... Das arme, verbitterte Weib hat keinen hohen Begriff von der Dankbarkeit reicher Leute. Aber die glückliche junge Frau springt auf und eilt ihr nach.

Ihr Kindchen? Ach, das liebe, kleine Ding. Aber es sieht blaß aus und abgemagert. Das müssen wir nun recht schön gesund pflegen, nicht wahr?

Und sie nimmt das elende Ding auf den Arm. Das lächelt sie an, ganz zutraulich, als ob es eine Ahnung hätte, daß auch manchmal unter feibene Straßentisletten warme, dankbare